

B U C H B E S P R E C H U N G E N

Frömmigkeitsgeschichte: Altertum und Mittelalter

Bertrand, Frédéric, Mystique de Jésus chez Origène (Sammlung: Théologie. Etudes publ. sous la dir. de la Fac. S. J. de Lyon-Fourvière 23). Paris, Aubier 1951. 157 S.

Der Titel dieses Buches könnte mißverstanden werden. Man erwarte nicht den Nachweis oder die Beschreibung mystischer Phänomene nach den Schriften des Alexandriner. Das Anliegen ist ein einfacheres. Wenn man bisher vielleicht glaubte, die Jesus-Mystik sei erst im Mittelalter aufgekommen und gepflegt worden, so war dies ein Irrtum. Der Vf. zeigt, daß alle wesentlichen Züge der Jesus-Mystik des hl. Franz von Assisi, des hl. Bernhard von Clairvaux oder des Verfassers der „Nachfolge Christi“ auch bei Origenes zu finden sind: eine tief-innerliche Liebe zu Jesu Person, nicht nur zu seiner Gottheit; sondern vor allem auch zu seiner Menschheit, ein inniges Verständnis der Geheimnisse seines irdischen Lebens, eine besondere Liebe zu seiner hl. Mutter, seiner Kirche und zum Namen Jesus.

Wer nun etwa fürchtet, der Vf. würde einzelne Texte pressen und überfordern, um seinen Beweis zu führen, wird nicht wenig überrascht sein über seine Selbstbescheidung und Genügsamkeit. Er schränkt seine Untersuchung nicht nur von vornherein auf die Evangelienkommentare ein — freilich die fruchtbarste Quelle für dieses Thema —, weil sie alle im griechischen Urtext erhalten sind, sondern wertet auch hier nicht einmal alle zur Verfügung stehenden Texte aus. Und doch mag man ihm dies nicht übelnehmen; greift er doch geschickt fünf für Origenes kennzeichnende Verhaltensweisen der Seele gegenüber Jesus heraus, die jeweils in den Menschen des Evangeliums ihr Vorbild haben: Das Suchen nach Jesus, die Annäherung an ihn, das Aufnehmen des Herrn, die Nachfolge Jesu und das Anfassen oder Berühren des Herrn (bzw. seines Gewandes). Die Darstellung der möglichen Formen einer jeden einzelnen dieser Verhaltensweisen wird jeweils zum Bild des *itinerarium animae*, dessen Prinzip und Ende Jesus ist. Es gibt nämlich verschiedene Stufen oder Grade der ein-

zelnen Verhaltensweisen. So kann das Berühren des Herrn nicht nur das Füße-Salben der Sünderin oder gar das feindselige Ergreifen-Wollen der Hohenpriester sein, sondern zum Haupt-Salben, ja sogar zum Ruhen an der Brust des Herrn werden.

Dies ist der Inhalt des zweiten und längsten Teiles. Das volle Verständnis Jesu hat erst der „Jünger“, und das wird man nicht, ohne alles verlassen zu haben. Wohltuend ist hier, daß der Vf. den für gewöhnlich stark betonten Gegensatz zwischen Gnostikern und Pistikern bei Origenes zu mildern sucht und damit den Alexandriner m. E. richtig versteht. Im dritten Teil wird die Folgerung gezogen: die Person Jesu, und gerade des historischen Jesus, steht im Mittelpunkt von Origenes' Frömmigkeit. Dies wird schließlich auch noch durch die Angaben des Kirchenhistorikers Eusebius über das Leben des ersten großen Theologen erhärtet.

Man denke nicht, das Ergebnis sei zwar wertvoll, aber doch einfach; man brauche das Büchlein also nicht zu lesen. Man hätte viel versäumt. Und wäre es nur das eine, daß man sich durch die Worte des Alexandriner, die von echter Liebe eingegangen sind, für die Person Jesu — und die Hl. Schrift — begeistern läßt. Man wird das Buch nicht weglegen ohne den Wunsch, nach Origenes' Werken selber greifen zu können.

J. Grotz S. J.

v. Hippel, Ernst, Die Krieger Gottes. Die Regel Benedikts als Ausdruck frühchristlicher Gemeinschaftsbildung. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 2. Auflage, 1953, 102 S., DM 6,80.

Es war zunächst nur das Problem der Gemeinschaftsbildung aus geistigen Wirklichkeiten heraus, das den bekannten deutschen Juristen vor fast 20 Jahren veranlaßte, der Benediktinerregel eine Studie zu widmen. Aber in der Auseinandersetzung mit dem modernen, aus einer ungeistigen Betrachtung hervorgewachsenen Denken von Staat und Gesellschaft gehen dem Vf. am Werk des hl. Benedikt neue Einsichten auf über die Stellung des Mönches, besser des Menschen

überhaupt, zwischen dem Reich des Guten und des Bösen, über die Notwendigkeit der Unterordnung des Eigenwillens in der freien Tat geistiger Anerkennung eines Höheren, damit auch über die Möglichkeit eines inneren Wachsens und Reifens im innerlichen Gehorsam gegen Gottes Gebote, eine Regel und einen geistlichen Führer als den „Vater“, „Arzt“ und „Lehrer“. Er ahnt schon die Wirklichkeit geistiger Ordnungen, wie sie sich in der Verfassung eines Klosters, in der Verrichtung des Opus Dei widerspiegeln. Man spürt seine innere Anteilnahme, wo er etwa von Ehrfurcht und Demut, von den theologischen Tugenden, von der Liebe zu Mitbrüder und Gast oder von der Haltung zur Arbeit spricht. Wenn auch diese oder jene Stellungnahme im einzelnen noch zeigt, daß beim Erscheinen der ersten Auflage der Vf. sich erst am Anfang des weiten Weges befand, der ihn nach dem letzten Kriege schließlich zur Kirche führen sollte, so war es trotzdem ein guter Gedanke, das Büchlein ohne alle Änderungen neu herauszugeben, und es so vielleicht für solche Leser besonders geeignet zu machen, die zwar für eine neue Haltung zum Mönchtum Bereitschaft zeigen, sich aber noch nicht entschließen können, eine Darstellung aus der vollen Schau des Glaubens zur Hand zu nehmen.

H. Krauß S.J.

Hausherr S. J., Irénée, Philautie. De la Tendresse pour soi à la Charité selon Saint Maxime le Confesseur (Sammlung: Orientalia Christiana Analecta, 137). Rom, Pont. Instit. Orient. Stud. 1952. 179 S., L. it. 1200; Doll. 2,00.

„Diese orientalischen Mönche ... mit ihrem Streben nach einem ‚engelgleichen Leben‘ ... hätten besser niemals gelebt. Sie haben mit ihrer verschrobenen Moral das Christentum verfälscht ... So wird sicherlich der Leser hier sagen, wenn er auf diese Zeilen stößt. Wir möchten ihn indessen bitten, das Buch nicht sofort in einem Anflug von Ärger zu schließen. Das wäre erbärmliche Philautie (Selbstliebe), würde Maximus sagen“ (50).

Diese kurze Probe zeigt, mit wieviel Würze der Vf. seinen an sich lehrhaft-wissenschaftlichen Stoff darzubieten versteht. Und am Ende stimmt man gern seinem Urteil zu, daß Maximus Confessor das Christentum durchaus richtig gesehen hat. Nur muß man sich

in die Begriffswelt des Kirchenvaters eingesessen haben, der unter einem platonisch-philosophischen Gewand doch echt biblisch denkt. Zuerst wehrt man sich gegen Definitionen wie die folgende: „Die Philautie (=Ph.) ist die leidenschaftliche und unvernünftige Liebe zum Leibe“ (44). Aber wenn man weiß, daß für Maximus alle Laster fleischlich sind (79), dann ergibt sich von selbst, daß „Leib“ im Sinne des paulinischen Gegensatzes Fleisch-Geist zu verstehen ist. (Übrigens führt der Vf. ausgezeichnet in die moralphilosophischen Grundbegriffe und Anschauungen des Kirchenvaters ein.) Maximus ist kein manichäischer Leibfeind. Nach ihm ist die menschliche Natur wie jede Natur von Hause aus gut; selbst die Urvermögen des Begehrens und der Irasibilität (142) sind dieser Natur gemäß. Die Sinnenwelt ist dem Menschen gegeben, damit er darin das Intelligible finde und betrachte (contemplatio naturalis) und sich so zu Gott führen lasse. Er darf also an der sichtbaren Welt nicht vorbeigehen. Dieser Aufgabe erwächst aber eine große Schwierigkeit aus der Ph. und den aus ihr entspringenden Leidenschaften (den sieben oder acht Hauptsünden). Freilich ist die Ph. an sich nicht schlecht. „Das Böse besteht darin, daß die angeborenen Fähigkeiten nicht auf ihr Ziel hingordnet werden“ (57). Das rechte Ziel wäre aber die Welt des Geistigen und an erster Stelle Gott. Statt dessen wendet sich die Ph. allzu leicht der Sinnenlust zu und sucht darin ihre Befriedigung. Schuld daran trägt der Verstand und mehr noch der Wille. Nach der ersten Hinwendung zur Sinnenwelt beginnt ein verhängnisvolles Spiel: jede Befriedigung zieht Schmerz und Trauer nach sich und treibt, um diese zu überwinden, zu neuen Befriedigungsmöglichkeiten, an deren Ende der Hochmut steht. Zwei Wege der Therapie sind möglich: Bekämpfung der einzelnen Laster oder Kampf gegen die Ph. selber. Das Suchen des Geistigen im Sinnenshaften zusammen mit einer Pflege der geistigen Liebe, Enthaltsamkeit und Gebet sind hier zunächst die Hauptmittel. Eine umfassende Bruderliebe wird das Zeichen dafür sein, daß man die größten Hindernisse auf dem Wege der Heilung schon überwunden hat. „Jede Aszesie, die von der Liebe absieht, ist gottfremd.“ Das ist eines der treffenden Worte, die das ganze Buch durchziehen. Die Liebe übernimmt auf dem Weg zu Gott immer mehr die Führung

und schenkt dem Menschen die wahre innere Freiheit.

In einer längeren Einleitung gibt der Vf. einen Überblick über die Geschichte des Begriffes Ph. in der vordchristlichen griechischen Philosophie wie auch bei den griechischen Kirchenvätern des 3. bis 6. Jahrhunderts. Dadurch erfährt Maximus Confessor seine Einfügung in die geistesgeschichtliche Entwicklung der altchristlichen Zeit. Es ist sehr erfreulich, daß neben dogmengeschichtliche Arbeiten immer mehr auch frömmigkeitsgeschichtliche Monographien treten. Erst hier stößt man zur Ganzheit des christlichen Lebens vor.

J. Grotz S.J.

Dumeige, Gervais, Richard de Saint-Victor et l'Idée Chrétienne de l'Amour (Sammlung: Bibliothèque de Philosophie contemporaine). Paris, Presses Universitaires de France, 1952, 200 S.

Der Leser dieses Buches erkennt sehr bald, daß der Vf. Richard von St. Victor nicht nur sehr gut kennt, sondern ihn auch liebt. Nachdem das erste Kapitel mit der Abtei St. Victor, ihren bedeutenden Theologen und ihrer Geistigkeit vertraut gemacht hat, geht die Darstellung gleich auf die Mitte der Gedankenwelt Richards über: auf seine Lehre von der Liebe. Das Thema wurde schon von anderen Autoren angeschlagen (z.B. P. Rousselot, *Pour l'histoire du problème de l'amour au Moyen Age*; E. Kuleska, *La doctrine mystique de Richard de Saint-Victor*; Th. de Régnon, *Etudes sur la Sainte Trinité*, Bd. II; A.-M. Éthier, *Le „De Trinitate“ de Richard de Saint-Victor*), aber nie umfassend behandelt. D. läßt Richard von St. Victor möglichst viel selber zu Wort kommen, so daß man glauben möchte, von diesem durch sein Werk geführt zu werden. Die in sich sehr wertvollen geistesgeschichtlichen Untersuchungen — besonders gefallen die Ausführungen über das viktorinische Schriftverständnis und die Kontemplation (*lectio-meditatio-oratio-operatio-contemplatio*) usw. — bleiben fast ganz auf das erste Kapitel und den Schluß des Buches beschränkt.

Im zweiten Kapitel wird mit der hellenistischen Psychologie des Victoriners die menschliche Persönlichkeit mit ihren Urfähigkeiten und -strebungen aufgezeigt, deren wichtigste das zutiefst wurzelnde Liebesvermögen ist. Über viele Einzelstufen wird man von der

naturhaften Liebeskraft, die vor allem um das eigene Ich kreist (*amour*), zur geistigen Liebe zum Mitmenschen (*dilection*) und darüber hinaus zu der Liebe, die Gott und Mensch verbindet (*charité*), emporgeführt. Dabei kommen alle gewichtigen Fragen einer gesunden christlichen Aszetik in einleuchtender Weise zur Sprache.

Das dritte Kapitel mit dem Titel: *La charité suprême* zeigt, wie das Geheimnis der Heiligsten Dreifaltigkeit in die Wahrheit, daß Gott die Liebe ist, eingebettet liegt. Der verständige Leser wird nicht nur das große Geheimnis sich nähergebracht fühlen, es beinahe zu verstehen glauben, sondern auch beglückt einsehen, daß ein solcher Gott dem Menschen das Liebesgebot und die Liebesanlage geradezu geben mußte: Die ganze vorher aufgezeigte Aszese bekommt hierdurch erst ihren letzten Sinn.

Das vierte und letzte Kapitel (*La charité violente*) führt in die Welt der Mystik hinein; denn die Liebe Gottes ist es, die den Mystiker überwältigt. Man ist erstaunt, das Kostbarste von dem, was Johannes vom Kreuz weiter auseinanderaufgefaltet, schon bei Richard v. St. Victor zu finden. Überhaupt wird man das Buch schließen mit der Erkenntnis, daß wir viel mehr nach den Werken früherer Jahrhunderte greifen sollten.

J. Grotz S.J.

*Maurer, Friedrich, *Le i d. Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte, besonders in den großen Epen der staufischen Zeit (Bibliotheca Germanica. Handbücher, Texte und Monographien aus dem Gebiete der germanischen Philologie. Herausg. von W. Henzen, Fr. Maurer und M. Wehrli. Bd. I).* A. Francke AG. Verlag, Bern u. Leo Lehnen Verlag GmbH, München 1951, 283 S., Gln. DM 23,50.*

Der Freiburger Ordinarius für ältere und mittlere Germanistik untersucht in der vorliegenden Studie den Gebrauch und die Bedeutung des Wortes *leit* und der mit ihm verwandten Begriffe in den mittelhochdeutschen Epen der Stauferzeit. Er findet für die einzelnen Werke je verschiedene Begriffsreihen, die sich jeweils aus der geistesgeschichtlichen Stellung des betreffenden Epos erklären. Für das Nibelungenlied setzt er die Reihe *ere, leit, rache* an; für die Werke Hartmanns

von Aue ere, sündе, leit, buoze, gnade, ere; für Wolframs Parzival ere, leit, sündе, buoze, gnade und wille, ere, für Wolframs Willehalm Leid, Rache, Ehre, Verzeihen; und schließlich für Gottfrieds Tristan die Verbindung von linge und leit, minne und ere, leit und tot.

An einer Fülle von Belegen, deren Zusammenstellung auch für spätere Arbeiten ein Gewinn ist, sucht der Vf. zu zeigen, wie auch in den Dichtungen des Hohen Mittelalters germanisches Denken, dem „leit“ fast ausschließlich etwas Äußeres, nämlich Bekleidung bedeutet, bewahrt bleibt. Er gehört damit zu jenen Germanisten, die unter einer christlichen Überlagerung eine tragende Grundsicht vorchristlichen, germanischen Denkens annehmen. Für das Nibelungenlied mag darin etwas Bestechendes liegen. Im allgemeinen wird man in dieser Frage sehr behutsam sein müssen. Je mehr man von den theologischen Quellen her kommt, um so mehr stellt man fest, wie sehr gerade im Mittelalter die christliche Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte den Leitfaden auch für die allgemeine Geistesgeschichte abgibt. Ohne eine gründliche Kenntnis der Theologie sind auch die volkssprachlichen Literaturzeugnisse nicht zu verstehen. (Der Vf. zeigt hier eine erfreuliche Belesenheit; vielleicht hätte aber noch mehr theologische Literatur zu Rate gezogen werden können.) Anderseits bedarf auch der Theologe des Germanisten, um sich neue Quellen, die ihm nicht ohne Weiteres zugänglich sind, zu erschließen. Vor allem der Frömmigkeitshistoriker ist hier für jede Hilfe dankbar. So möchte man wünschen, daß auch die vorliegende gründliche Arbeit von vielen Theologen gelesen werde, die sich mit der geschichtlichen Erforschung des Mittelalters befassen. Denn ernste Geschichtsforschung ist heute nur noch in der Zusammenarbeit aller Disziplinen möglich.

F. Wulf S.J.

Schneider, Josef, Zwei Wege der Lebensführung. Epiktet und Thomas von Kempen. Würzburg, Echter-Verlag (o. J.), 118 S. DM 3,50.

Über „die Beziehungen der frühchristlichen Sittenlehre zur Ethik der Stoa“ (so der Titel der bekannten Studie von J. Stelzenberger, München 1933) ist schon oft geschrieben wor-

den. Wenn der Vf. des vorliegenden Büchleins das Thema noch einmal aufgreift, so will er nicht Bekanntes wiederholen, sondern nur an einem *konkreten* Beispiel aufzeigen, wo die Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede zwischen dem stoischen Lebensideal und dem christlichen Menschenbild liegen. Dafür eignete sich besonders gut ein Vergleich zwischen dem „Handbüchlein vom weisen Leben“ Epiktets und der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen. Eine solche Untersuchung hat den Vorteil, daß sie aus der Abstraktion herausführt und dem Leser die Anwendung allgemeingültiger Sätze für das tägliche Leben erleichtert.

Rein materiell geschen haben die Stoa und das Christentum viele Grundhaltungen gemeinsam: Die Indifferenz gegenüber den irdischen Gütern sowie gegenüber den eigenen Wünschen und Begierden, den Vorrang der Seele, die Bedeutung der Entsagung, der Geduld, der Zufriedenheit und des Schweigens. Vom letzten Ziel her gesehen sind die Unterschiede aber bedeutender. Mit Recht sieht sie der Vf. darin, daß Epiktet nur ein anthropozentrisches Lebensideal kennt, das des Thomas von Kempen jedoch ein theozentrisches ist. Der „fromme“ Heide weiß sich keinem persönlichen, absoluten Gott gegenüber verantwortlich, sondern kennt nur die Treue zur eigenen Natur. Wesentlich für die christliche Ethik ist dann vor allem die zentrale Stellung Christi, in dessen Nachfolge überhaupt erst alle sittlichen Grundhaltungen zu heilsbezogenen Tugenden werden. Wenn die Studie stärker die Unterschiede als die Gemeinsamkeiten der beiden sittlichen Haltungen aufzeigt, so ist das kennzeichnend für unsere heutige christliche Situation. Während man früher (im Anschluß an die Summe des Aquinaten) mehr auf die innere Bezogenheit von Natur und Gnade hinwies, sprechen wir heute lieber von der „Unterscheidung des Christlichen“ (Guardini) oder vom „Christentum als Neuerheitserlebnis“ (Prümm). Der Wandel unseres christlichen Lebensgefühls hängt mit den andersgearteten Aufgaben zusammen, die uns als Christen heute gestellt sind. Darum ist ein Büchlein wie das vorliegende nützlich und lehrreich. Es kann weiteren Kreisen zeigen, ob und inwieweit sie ein christliches Lebensziel haben oder nicht.

F. Wulf S.J.

Marianische Frömmigkeit

Patsch, Joseph, Maria, die Mutter des Herrn. Benziger Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln 1953, 252 S. mit 8 Kunstdrucktafeln und 1 Karte Palästinas, Lw. DM 17,90.

Der Vf., ein gelehrter Exeget und hervorragender Kenner des Heiligen Landes, unternimmt den löblichen Versuch, das Erdenleben Marias nach den zuverlässigen Quellen darzustellen. Darum scheidet er alles Erdichtete und Unbeweisbare aus und hält sich grundsätzlich an die vier Evangelien und die gesicherten Ergebnisse der palästinensischen Kultur- und Zeitgeschichte. Auch was Altertums- und Landeskunde, Volksbrauch und Vätersitte zu bieten vermögen, wird mit großer Sachkenntnis dazu benutzt, Maria in ihre Umwelt hineinzustellen und in ihrem Leben und Wirken anschaulich und verständlich zu machen.

Trotz dieses hohen Aufgebots an Wissenschaft und der großen, warmherzigen Sprachkunst des Vf. kann man leider nicht sagen, daß sein Werk den gewekten Erwartungen in jeder Hinsicht entspricht und dem Leser die Mutter des Herrn menschlich wesentlich näher bringt. Gewiß, Maria ist ein echtes Kind ihres Volkes, in dem sie gebetet und gearbeitet, geglaubt und gehofft, gejubelt und gelitten hat wie ihre Landsleute, nur besser, reiner und vollkommener. Aber diese alte Erkenntnis wird durch P.s Buch nicht sonderlich neu gefördert; wie uns scheint, aus drei Gründen. 1. Was an außerbiblischen Quellen beigebracht wird, ist zeitlich oft so weit hergeholt und in solcher Weitschweifigkeit nacherzählt, daß der Bezug auf Marias Person und Leben ganz verloren geht, wenn nicht unmöglich ist. 2. Die biblischen Quellen, bes. des Neuen Testamentes, sind ungenügend ausgewertet. Darum ist ihr marianischer Ertrag viel zu gering und nicht selten dem Widerspruch der Exegeten ausgesetzt. Ganz unhaltbar ist z. B. die Erklärung der Antwort Jesu auf der Hochzeit zu Kana. 3. So grundsätzlich sich der Vf. in der Einleitung von den apokryphen Marienleben distanziert, so arbeitet doch auch er im Laufe seiner Darstellung mit sehr vielen Vermutungen. Ein offenkundiges Zeichen, daß ein rein historisches Marienleben einfach nicht möglich ist. Gewiß, auch Prof. Patsch hat nicht die Ab-

sicht, die großen Lücken im Leben Marias auszufüllen. Doch auch das viele Gute, das er für dessen äußeren Rahmen mit großer Liebe zusammenträgt, reicht nicht aus, um Maria, „die erhabenste und herrlichste Frauengestalt der Geschichte“, durch ihr tapfer- und tugendreiches Leben mit innerer Teilnahme hindurchzubegleiten. Das gelingt nicht einmal im vollen Umfang der Heilsgeschichte, die allein für die Mutter des Herrn zuständig ist. *H. Bleienstein S.J.*

Weiger, Josef, Maria von Nazareth. München, Schnell & Steiner 1954, 243 S., Ln. DM 5,80.

Die neue Studie des durch seine früheren Marienbücher wohlbekannten Verfassers geht den Spuren des Marienlebens nach, wie sie in den Evangelien und in der kirchlichen Verkündigung zu finden sind. Der erste Teil erzählt seinen äußeren Verlauf und sucht der irdischen Erscheinung der Mutter Jesu, „der Tochter der Synagoge“, näherzukommen. Der zweite zeigt die inneren Kräfte, von denen ihr Leben getragen war. Der dritte Abschnitt zeigt das Bild Marias in der Verkündigung der Kirche: die Königin aller Heiligen, die Siegerin in allen Schlachten Gottes, die Unbefleckt Empfangene, die Mutter Gottes usw.

Der erste und unmittelbare Zweck des Buches ist nicht die Erbauung, sondern einfach die Darstellung Marias in der *Heilsgeschichte*. Aber gerade deswegen, weil Maria nicht „rein menschlich“, nicht „nur geschichtlich“ geschen, sondern von Anfang an als „zweite Eva“ mitgeglaubt und festgehalten wird, erreicht Weigers „Maria von Nazareth“ eine Tiefe und Schönheit, wie sie in den meisten direkt erbaulichen Marienbüchern nicht zu finden ist. Dazu kommt, daß das Buch im Geist der hl. Theresia von Lisieux geschrieben ist, die, wie ein besonderes Kapitel zeigt, in der Geschichte der Marienverehrung eine reformatorische Aufgabe zu erfüllen hat. Aber auch Augustinus, Chrysostomus, Johannes vom Kreuz und nicht zuletzt Kardinal Newman haben entscheidend auf seinen Genius eingewirkt. So hat uns Weiger ein Werk geschenkt, das aller minimalistischen wie enthusiastisch übersteigerten Erfassung des Themas abhold, ein Buch der katholischen

Mitte ist und darum zum Studium für das Marianische Jahr nicht nachdrücklich genug empfohlen werden kann. Besonders anspruchsvolle Leser, die den sprachlich fein geprägten Gedankengängen des Verfassers ganz zu folgen vermögen, werden reichen Gewinn daraus schöpfen. *H. Bleienstein S.J.*

Willam, Franz Michel, Maria-Mutter und Gefährtin des Erlösers. Mit 22 Bildtafeln und einem Anhang: Bibl. Überblicke. 4. Aufl. des Buches „Das Leben Marias, der Mutter Jesu“. Freiburg i. Br., Herder 1953. X u. 358 S. Lw. DM 14.80.

„Im Lande Israel war ein Mädchen geboren worden“, so begann die erste Auflage dieses Marienbuches — die jetzige beginnt mit der Ausdeutung des Protoevangeliums; die erste schloß mit einem Gebet an Maria, die jetzige schließt mit einem Hinweis auf das Taufgelübde, die Einreihung in die Kirche. Dieser Unterschied ist bezeichnend für das Anliegen des Verfassers, das sich schon im Titel widerspiegelt. Kein Abschnitt blieb unverändert; viele wurden gestrichen oder traten neu hinzu. Die Darstellung ist straffer, das Psychologische eingedämmt, das Seinsmäßige stärker betont. Es ist wie eine Antwort auf das „nicht unwichtige Wort“, das Feckes vor kurzem schrieb: So viel an den mariologisch-ekklesiologischen Bestrebungen der letzten Zeit „zu begrüßen ist, namentlich im Gegenschlag gegen ein psychologisch zerfasertes Marienbild jüngster Vergangenheit, so dürfen wir doch nicht ins Gegenteil verfallen und mit Hilfe solcher Parallelen die blut- und glutvolle Gestalt Mariens... ins reine Ideenhafte, Objektivierte, Typische usw. erstarren lassen“ (Theol. Rev. 49 [1953] 136 f.). Auch wenn man Willam nicht in allem zustimmt und bedauert, daß das Buch mit seiner schweren Gedankenlast an Volksnähe verloren hat, auch wenn man die ersten Auflagen in vielem, was nun weggefallen ist, weiterhin schätzt, muß man die Neubearbeitung begrüßen: sie tut gute Dienste, das ekklesiologische und das biblische Marienbild zur Einheit zu binden.

Einige kleine Unstimmigkeiten: Warum sind Gen 3, 15 und Lk 2, 14 nicht nach dem Urtext übersetzt? S. 119, 124, 126 muß es statt Tafel XIII usw. heißen: Bild hinter

S. 126 (160, 176). S. 220 f. wiederholt sich ein Abschnitt fast wörtlich. Hat Pius XII. den Titel „Gefährtin des Erlösers“ zu einem Dogma erhoben? So S. 266, besser S. 303: Folgerung aus dem Dogma. Väterstellen sollten nach Buch und Kapitel zitiert werden (S. 357). Die Ausstattung ist vereinfacht, Register und Bildverzeichnis dürften gleichwohl nicht fehlen. *Joh. Möllerfeld S.J.*

Newman, John Henry, Maria im Heilsplan. Eingeleitet und übertragen von Birgitta zu Münster OSB (Sammlung: Zeugen des Wortes). Freiburg, Verlag Herder (1953), 84 S., Papptband DM 2,80.

Die Übersetzerin hat unter obigem Titel verschiedene marianische Texte aus den Schriften Newmans mit glücklicher Hand zusammengestellt und zu einem Ganzen geordnet. Anfang und Schluß des ansprechenden Büchleins bilden zwei Reden über die Herrlichkeiten Mariens und ihre Vollendung im Himmel, die den „Discourses to Mixed Congregations“ entnommen sind (Disc. XVII u. XVIII). Das Mittelstück ist die gekürzte Wiedergabe eines Briefes Newmans an E. B. Pusey (erschienen in Bd. II der „Difficulties of Anglicans“), der in der Hauptsache einen apologetischen Zweck verfolgt, nämlich die katholische Marienverehrung protestantischen Christen klar zu machen.

Die warme, persönliche Anteilnahme, mit der Newman, selbst in den mehr lehrhaften Stücken, über Maria schreibt, hat etwas ungemein Gewinnendes. Kennzeichnend für seine Schau des Muttergottesgeheimnisses (manche der folgenden Gedankengänge sind Lieblingsgedanken Newmans überhaupt) ist das Bemühen, alle marianischen Geheimnisse aus dem Zusammenhang der geoffenbarten Wahrheiten, vor allem aus dem Christusgeheimnis zu entfalten, ferner der Aufweis des wechselseitigen Verhältnisses zwischen objektiver Wahrheit und subjektiver (personaler) Verwirklichung, zwischen Amt und Heiligkeit, Glaube und frommer Verehrung. Ohne jeden einzelnen Gedanken Newmans kanonisieren zu wollen, ist es doch erstaunlich, wie das meiste auch heute noch so gesagt werden müßte und wie sehr darin Newman seiner Zeit vorausgeilett ist.

F. Wulf S.J.